

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

155 (7.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Die Pilzzeit hebt an!

Unsere ehbaren Schwämme: Ein köstliches Volksnahrungsmittel

„Pilze, Pilze, schöne Pilze gefällig!“ Auf dem Wochenmarkt hallt einem der Ruf der in Reihen nebeneinander stehenden Marktfrauen entgegen, die jetzt alltäglich mit ihren vollgefüllten Körben mit den lederen Waldgewächsen ihre Ware anbieten. Manah einer schreiet achlos — bedenklich — kopfschüttelnd vorüber; er will nichts von den Schwämmen wissen, die doch unter Umständen so gefährlich, so giftig sein können; die Zahl der ängstlichen Pilzverächter ist immer noch Legion — trotzdem auf diesem Gebiete mehr wie auf jedem anderen alle erdenkliche Vorfälle — in Wort und buntem Bilde — heutzutage genügend zur Aufklärung hätte beitragen müssen. Aber zwischen den knurrigen, ehbaren Pilzen gedeihen ja weiterhin noch die giftigen, lebensbedrohenden Schwämme in den Wäldern, vor denen die Menschheit berechtigte Scheu besitzt. Doch gerade diese schleichende Gefahr müßte dazu mahnen, unbedingt nur diejenigen Pilze zu sammeln, die man als absolut sicher kennt, und nur zu sammeln in Begleitung erfahrener, pilzfundiger Leute, endlich die ehbaren Pilze nur in einwandfreier Frische und Unberührtheit dem Waldboden zu entnehmen und sie baldmöglichst zu genießen.

Wenn diese Mahregeln befolgt werden, ist die Möglichkeit einer Pilzvergiftung ausgeschlossen. Die Marktfrauen, die täglich auf dem Wochenmarkt ihre Waren feilbieten, kennen ihre Pilze durch und durch, und es ist nicht erinnerlich, daß sich jemals in Karlsruhe oder Umgebung eine Pilzvergiftung zugetragen hat, die auf den Genuß von auf dem Wochenmarkt erkaunder Schwämme zurückzuführen wäre. Es dürfte im übrigen vielleicht nicht allgemein bekannt sein, daß alle Pilze, bevor sie für den Verkauf freigegeben werden, von einer sachverständigen Stelle kontrolliert werden. Diese Kontrollen strengen amtliche Kontrollen müßte allerdings genügen, daß man die grundsätzliche Vorsicht gegenüber den Schwämmen gegenüber, die noch immer in weiten Bevölkerungsteilen anzutreffen ist, allmählich aufgibt. Zudem wissen die Pilzverkäufer, wo und wann sie ihre Pilze zu suchen haben.

Nach einem tüchtigen Platzregen eilen die Pilzsammler in aller Herrgottsfrühe in die ihnen wohlbekanntesten pilzbestandenen Waldgebiete, von denen es in der Umgebung der Stadt eine recht erhebliche Anzahl geben soll, die aber im Interesse der Sammler hier nicht vertragen werden mag. Kaum, daß der Morgen graut, finden sich die Sammler bei der Arbeit, die hier froh und lustig vor sich gehen muß. Der Pilz muß vorsichtig abgedreht, nicht abgerissen werden; denn bei Abbrechen wird das Pilzager nicht verletzt und es schießen neue Pilze aus dem Boden. Unmittelbar nach dem Regen erscheinen die Pilze, buchstäblich wie aus der Erde gehoben und wachsen und verbreiten sich rießig schnell. Doch in ganz kurzer Zeit wird ihr Leben schon bedroht von unzähligen Maden und Würmern und anderen unliebsamen Waldgeißeln, das eben so rasch im Pilzreiche aufzutreten pflegt, wie die Schwämme. Ebe also noch die Geister die frischen, lederen Pilze erfassen, müssen diese dem Waldboden entnommen sein. Die Sammler, die sich heilen, ihre Körbe und Eimer zu füllen, erscheinen schon in den allerersten Morgenstunden auf dem Wochenmarkt mit ihnen fast gleichzeitig die Pilzliebhaber, die sich schier regelmäßig nach jedem Regentag bei den Pilzhänden eintreffen, um die frischesten Sorten zu erhalten; denn je früher und unberührter der Pilz, desto schmackhafter ist er beim Genuß.

Wenn sich jemals Fälle von Pilzvergiftungen ereignet haben, so sind diese auf den Genuß verdorbener Pilze zurückzuführen. Alle Pilzarten verderben, namentlich bei feuchtem Wetter, sehr rasch und entwickeln dann das äußerst gefährliche Zerfallenssaft, das auch in anderen Nahrungsmitteln, so in Wurst, Fisch, Käse und Konjerven auftritt. Man soll deshalb jeden Pilz, der nicht ganz fraglos frisch erscheint, formieren. Seine Unverderblichkeit ist überdies leicht zu erkennen; er verliert die Festheit und wird fleischig-schwammig; der genießbare Pilz wird nach einem Fingertest keine Form wiedergewinnen; in überstehenden Pilzen bleibt der Druck als Vertiefung bestehen.

In der Stadt kommen meistens nur wenige Arten auf den Markt. Außer dem künstlich gezüchteten Champignon findet man nur noch Pfefferlinge, Steinpilze und Grünlinge. Der Pfeffer-

ling, der sich durch eine auffallende Trockenheit auszeichnet, ist sehr widerstandsfähig und verträgt es sogar, daß er in großen Mengen von einem Markt zum anderen geschleppt wird. Von allen Pilzsorten ist er am längsten frisch zu erhalten. Der Grünling, an seiner hellgelben Unterseite leicht erkennbar, wächst auf dem ärmsten Sandboden in großen Massen und verdient wegen seines Wohlgeschmacks noch mehr als bisher gewürdigt zu werden. Er verdirbt nicht leicht, aber, wenn man unter der Menge ein feucht-klebriges Stück findet, dann muß es ohne Gnade beiseite werden. Am empfindlichsten ist der Steinpilz, der während des Sommers in Laub- und Nadelwäldern emporschießt und zu den vorzüglich munden Eßpilzen zählt. Er, wie der Grünling werden aber mit Vorliebe von Maden heimgemacht; da sie stets in ganzem Zustande gesammelt und feilgehalten werden, so ist die Hälfte aller verkauften Pilze unbrauchbar. Nur unmittelbar nach seinem Emporschießen aus dem Humus des Waldes ist es ratsam den Steinpilz zu sammeln.

Die Zahl der ehbaren Pilzarten beträgt über 80 und viele gute und reichhaltige Pilze geben heute dem Laien Kunde davon, welche volksnahrungsmittliche Bedeutung den Pilzen heute zukommt; immer noch aber geht auch eine gewaltige Menge dieses Nahrungsmittelellend ungenutzt verloren. Die Pilze oder Schwämme sind ein wohlschmeckendes, bekömmliches und vor allem nahrhaftes Gericht; besonders hervorzuheben ist ihr feines Aroma, das allen Produkten des Waldes eigen ist und das sich nie durch Kultur ersetzen läßt. Die Pilze enthalten sehr wertvolle Stoffe, die sich zur Ernährung eignen, unter anderem etwa 4 Prozent pflanzliches Eiweiß und 8 Prozent Kohlenhydrate, ferner an organischen Nährsalzen vor allem Kalzium und Phosphor.

Nicht mit Unrecht nennt man die Schwämme daher das „Fleisch der Vegetarier“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß in unserer heutigen Zeit, in der vegetarische Nahrung und Kostformen eine

gewisse Mode geworden sind, die Bedeutung des Pilzes als Volksnahrungsmittel mehr und mehr erkannt zu werden scheint. J. G.

## Allerlei

misab. Ein geistreiches Spiel. Das mit Spannung erwartete einseitige vollständige Buch des tolgelagten, zum Glück aber wieder zum Leben erwachten Dr. Fikner über seine abenteuerliche China- und Tibetreise 1925-28 ist jetzt im Leipziger Verlag G. A. Brockhaus unter dem Titel „Om mani padme hum“ erschienen. Es ist erquickend zu lesen, wie sich der Forscher gebrochene Leibes, unter der Last schwerer Instrumente, aber stets behenden und nie müde seiner Wissenschaf zu dienen, mühsam durch die rieligen Weiten Wiens schleppt. Doch von Zeit zu Zeit erheitern humorvolle Episoden das im allgemeinen tragische Bild, das Fikner von seinem gefahrvollen Unternehmen zeichnen muß. So zerbrach er sich einmal, als er in Schigatse wollte, tagelang den Kopf über die Ursache eines merkwürdigen Geräusches, das oft hundenslang ohne Pause anhält. Er hielt es erst für das Gurren von Tauben, kam aber durch einen Zufall hinter das Geheimnis. Er fand in einem ausgetrockneten Tümpel zwei Tibeter, die vor sich auf einem Fell mehrere Steinchen und Holzchen ausgebreitet hatten und abwechselnd über kleine schmutzige Würfel bebendeten. So oft einer würfelte, gurte er wie eine Taube oder gaderete wie ein Huhn. Je nachdem die Würfel lagen, veränderten sie die Steinchen und Stäbchen. Die beiden Leutchen waren so von Spilleibenhaft befallen, daß sie den Forscher erst entdeckten, als er schon lange neben ihnen schliefen hatte, und auf einmal ebenfalls anfang zu gaderen. Sie waren wohl zuerst erschrocken, mußten aber schließlich über Fikners Gaderen Tränen lachen. Fikner ist der Forscher nicht dahintergekommen, welche Regeln diesem geistreichen Spiel zugrunde lagen.

## Eine Großstadt im Jahre 2000

Eine Frage beschäftigt uns immer wieder. Das ist die: Wie sieht die Welt in hundert Jahren aus. Mit solchen Überlegungen haben sich so ziemlich alle Völker und alle Zeitalter herumgeschlagen, und bekanntlich hat ein Vorläufer des Sozialismus Thomas Moore eines der besten Bücher über eine utopische Welt geschrieben, die in unserer Zeit sich zu verwirklichen beginnt. Und gerade deshalb ist unsere Frage nach der Zukunft so besonders dringend. Wir haben das Gefühl, in eine neue Epoche der Weltgeschichte eingetreten zu sein, wir verkörpern ihren Beginn und erleben das Schicksal, unser Welt nicht vollendet zu sehen. Wenn andere Jahrhunderte ernten konnten wir den.

Deshalb unsere Neugier und unser Bestreben, die kommende Welt zu ahnen und abzuzeichnen. Die Neuordnung der Dinge hat zunächst innerhalb unseres materiellen Lebens begonnen. Während das alte Leben die unveränderbare Tendenz hat, die Tatsachen,



Bild in eine Großstadtstraße der Zukunft

das Bestehende festzuhalten und nur schrittweise in eine noch gänzlich ungeformte Zukunft vorzudrängen, ist die Technik, an die der Ablauf unseres Alltags in immer stärkerem Maße gebunden wird, sehr viel eher wegweisend. In mehr oder minder guten Romanen und Filmen und Theaterstücken hat sich Literatur und Kunst dieses ewig reißenden Themas bemächtigt und auf den schon besagten Linien verjucht, normwärts zu schreiten. Diese Verjuchte weisen unverkennbar

in Querschnitt gewisse Ähnlichkeiten auf. Die oft herorgesagte Utopie der Großstadt im Jahre 2000 beweist das. Immer wieder malt die Phantasie des Geistes, sei es nun im Film, im Buch oder (als Auschnitt) auf der Bühne, das Bild einer Stadt mit rieligen Wolkenkratzern, mit Straßen über und unter der Erde, mit den verschiedenartigsten Verkehrsmitteln. Mehrere Meter unter der Erde sind Tunnel und Schächte gebaut, in denen die Eisenbahnen der Zukunft dahin rufen. Auch die Bahnen sind heute schon Wirklichkeit geworden. Ein englischer Ingenieur nämlich ist dabei, eine Torpedobahn zu bauen, die an einer Oberleitung hängt, und eine Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde einzuwickeln soll. Für den Fußgänger, Automobilist, den Luftverkehr, ist je eine Ebene vorgesehen. Auch die Straßen für den Fern- und Luftverkehr sind jetzt getrennt. Die Fußgänger denken man sich auf Rollbahnen normwärts bewegt, die verkehrsmässige Geschwindigkeiten haben, auf jedem Bedarf getreht zu werden.

Die Dächer werden zu Landungsplätzen für Flugzeuge ausgebaut. Die elektrische Energie, die all das in Bewegung setzt, soll drahtlos übermittelbar werden, wenn nicht bis dahin die Atomenergie und Fortschritte gemacht hat, oder Anlagen erfunden sind, die die gesamte Sonnenenergie nutzbar machen können.

So etwa stellt sich die Arbeitsstadt der Zukunft dar, in der Menschen nicht mehr wohnen werden. Für Wohnräume werden riesige Gartenstädte angelegt, in denen jeder Verkehr mit Fahrzeugen aufgehört, in denen die Menschen eng verbunden mit der Natur sich von der nerven- und kraftzehrenden Arbeit erholen.

Es wäre irrig, wollte man diese Phantasien, die doch von einem gegenwärtigen Lebensgefühl in Bewegung gesetzt worden sind, als abwegig bezeichnen. Die Entwicklung der Technik hat uns bewiesen, daß Dinge, die erst vor 50 Jahren belächelt und angezweifelt wurden, heute verwirklicht sind. Das zeigt sich nicht nur auf wirtschaftlichem und technischem, sondern auch auf politischem Gebiet. Weltweit ist es das die kommende sozialistische Gesellschaftsordnung neue Lebensformen braucht, die sie zwar nicht auf fastem Wege von außen her befrieren kann, die aber mit dem Umbau der Fundamente unserer heutigen Welt wachsen.

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

(Nachdruck verboten)

Carvel hatte den Kopf gebeugt. Er presste die weichen Haarflechten, die er in den Händen hielt, an die Lippen. „Die Weibe“, die wieder ins Feuer blühte, hatte es nicht bemerkt. Aber sie fühlte es, und ihre Seele war so leicht wie die Schwinge eines Vogels im Wind.

„Dokimow Jeem“, flüsterte sie und atmete so leise, daß Carvel keinen Ton vernahm.

Hätte der alte Tuboa in dieser Nacht noch gelebt, dann hätte er in den Winden, die ab und zu ganz leise in den Wipfeln flüsterten, eine sonderbare Warnung vernommen. Es war eine geheimnisvolle Nacht; eine Nacht, in der die roten Götter leise miteinander flüsterten, eine überaus herrliche Nacht, in der selbst die tiefen Schatten und die Sterne am Himmel zu zittern und eine lebendige, mächtige Sprache zu sprechen schienen. Und doch ist es kaum möglich, daß der alte Tuboa trotz seiner neunzig Jahre etwas gehört oder auch nur geahnt hätte, daß Carvel, seiner Jugendlichkeit und seinem Selbstvertrauen entgegen wäre. Morgen wird er kommen — morgen! „Die Weibe“ hatte es frohlockend gesagt. Vielleicht aber hätten dem alten Tuboa die Bäume zugeflüstert, warum nicht heute nacht?

Am Mitternacht stand der Vollmond hoch über der kleinen Lichtung. Nepeese schief in dem Zelt. Billo hatte sich im Schatten eines Baumes hinter dem Feuer niedergelassen und noch etwas weiter im Hintergrund lag Carvel, am Rande eines Tannendickhofs, in tiefem Schlummer. Mann und Hund waren müde. Sie hatten eine weite und schnelle Reise hinter sich und hörten nichts mehr in ihrem Schlaf.

So weit und so rasch wie McTaggart waren sie aber doch nicht gegangen. Vom Sonnenaufgang bis Mitternacht hatte er fünfundsechzig Kilometer zurückgelegt, als er zu dieser letzten Stunde die Lichtung betrat, auf der Piotrovs Hütte gestanden hatte. Vom Waldrand aus hatte er zweimal gerufen. Als keine Antwort erfolgte, blieb er im Mondlicht stehen und horchte. Hier mußte Nepeese auf ihn warten. Er war müde; aber selbst Erschöpfung vermochte nicht das Feuer, das in ihm brannte, zu dämpfen. Schon den ganzen Tag hatte es geblüht, und jetzt wirkten seine alten, seidenhafterfüllten Träume in so unmittelbarer Nähe der Erfüllung wie berausender Wein auf das Blut in seinen Adern. Er rief ein zweites Mal. Sein Herz schlug vor Erwartung, während er horchte. Keine Antwort. Da riefte ihm der Atem. Er streckte die Nase in die Luft — von irgendwoher kam ihm der schwache Geruch eines rauchenden Feuers entgegen.

Nach der Gewohnheit der Waldbewohner drehte er sich gegen den Wind, der wie ein schwacher Atemzug unter dem sternbesäten Himmel wehte. Er rief jetzt nicht mehr, sondern eilte unabwesend über die Lichtung. Nepeese war dort drüben, irgendwo, und schielte neben ihrem Feuer. Da entließ seiner Kehle ein leiser, frohlockender Ruf. Er kam an den Waldrand. Ein glücklicher Zufall führte ihn auf überwachene Spuren. Er folgte ihnen, während der Geruch, dem er nachging, immer stärker wurde.

Wie er als Waldbewohner gewohnt war, verfolgte er in aller Vorsicht seinen Weg. Kein einziger dürre Ast knackte unter seinen Füßen. Lautlos schlich er durch das Unterholz und als er endlich auf die kleine Lichtung trat, von der noch tannendüftender Rauch von Carvels Feuer in fräulichen Schwaden zum Himmel stieg, bewegte er sich so leise, daß nicht einmal Billo etwas vernahm. Der Anblick des Zeltes ließ McTaggarts Herz schneller schlagen. Tagesshelle lag über der Lichtung, auf der er stand, und vor dem Zelt konnte er etwas wie Kleidungsstücke einer Frau im Mondlicht hängen sehen. Lautlos wie ein Fuchs schlich er weiter und stand im nächsten Augenblick schon vor dem Eingang zum Zelt. Er hatte die Hand an das Tuch gelegt, das den Eingang verschloß, und neigte den Kopf nach vorn, um zu lauschen. Da, er hörte sie atmen. Er wandte den Kopf; das Mondlicht schien ihm voll ins Gesicht. Seine Augen glühten wie die eines Berrückten, Behutiam sog er das Tuch zur Seite.

Ein Geräusch konnte es nicht gewesen sein, das Billo, der etwa zwanzig Meter entfernt lag, aus dem Schlaf aufweckte. Vielleicht war es die Witterung. Erst zuckte sein Nasenloch, dann fuhr er aus dem Schlaf auf. Einen Augenblick lang starrten seine Augen auf die gebildete Gestalt vor dem Eingangs zum Zelt. Er wußte, daß es nicht Carvel war. Die alte Witterung — der Bestie — stieg ihm plötzlich in die Nase wie verbotenes Gift. Er sprang auf und blieb laut knurrend mit gepreisten Weinen und geklafften Zähnen stehen. Mit einem Mal war McTaggart verschwunden. Aus dem Zelt drang ein Geräusch, wie wenn sich die Körper zweier Menschen plöcklich bemesen, der erschreckte Ausruf eines Menschen, der aus dem Schlaf gerissen wird — und dann ein Schrei, ein leiser, halberstimmter, furchtbarer Schrei. Als Antwort sprang Billo von seinem Lager auf und knurrte laut und drohend.

Am Rande des Tannendickhofs wachte sich Carvel unruhig hin und her. Sonderbare Laute hörten seinen Schlaf; Schreie, die dem Erschöpfen Traumbilder vorkam. Endlich sah er auf, sprang von einem plöcklichen Schreden getrieben, auf die Füße und stürzte zum Zelt. Nepeese stand auf der Lichtung und schrie den Namen, den sie ihm gegeben hatte — „Dokimow Jeem — Dokimow Jeem — Dokimow Jeem“. Weis und schlang stand sie dort. In ihren Augen spiegelten sich die Sterne und als sie Carvel erblickte, streckte sie ihre Arme in die Luft und rief immer weiter:

„Dokimow Jeem — so — so, Dokimow Jeem —“

Aus dem Zelt drangen der Dampf eines mühenden Tieres und das Stöhnen eines Menschen an sein Ohr. Er versah, daß er gestern abend erst gekommen war und zog die „Weibe“ mit einem Treubehagen an seine Brust. Die „Weibe“ schlang ihre Arme um seinen Hals und stöhnte:

„Dokimow Jeem — die Bestie — ist dort drinnen! Die Bestie von Tac Bain und Billo —“

Das ehrlöse Gesicht Carvels strahlte in dem Augenblick, als er Nepeese auf die Arme nahm und mit ihr fortzuckte von den den schlafenden quälenden Lauten. Im Tannendickhof machte Carvel Halt. Er fühlte ihren Schreden an dem Zittern ihres Körpers. Sie leuchte, während ihre Augen auf seinem Gesicht ruhten. Carvel drückte sie noch fester an seine Brust und presste sein Gesicht an ihre Wangen. Einen Augenblick lang spürte er ihren heißen Atem auf seinen Lippen. Dann hörte er sie mit leiser, stöhnender Stimme flüstern:

„D, o Dokimow Jeem —“

Als Carvel mit seiner Pistole in der Hand zum Zelt zurückkehrte, stand Billo vor dem Eingang und wartete auf ihn. Carvel hob ein brennendes Stück Holz vom Boden auf und ging in das Zelt. Als er wieder heraustrat, war er schneeweiß im Gesicht. Er warf das Holz ins Feuer und kehrte zu Nepeese zurück. Er hatte sie in seine Dedon gemischt, kniete sich jetzt neben ihr nieder und legte seinen Arm um sie.

„Er ist tot, Nepeese.“

„Tot, Dokimow Jeem?“

„Ja, Billo hat ihn getötet.“

Der Atem schien ihr zu stocken. Mit ärtlich flüsternder Stimme erzählte er Nepeese, mit den Lippen ihre Haare berührend, wie er sich ihr Paradies erträumte.

„Niemand wird es wissen, mein Liebling. Heute nacht noch will ich ihn begraben und das Zelt verbrennen. Und morgen brechen wir dann nach Nelson Soule auf, zum Millionär. Dann kehren wir wieder zurück und dort, wo die alte Hütte stand, will ich eine neue bauen. Liebst du mich dann, Ra Satabel?“

„Dui, ja, Dokimow Jeem — ich liebe dich —“

Plötzlich wurden die beiden unterbrochen. Billo stieß sein Triumphgeheul aus, das über das Dach des Waldes hinaus bis zu den Sternen drang und die totenstillen Weiten unter dem Himmel erfüllte, ein frohlockendes Gebell über seine Heldentat vollzogener Rache. Allmählich erlosch auch das Geheul dieses Geheuls; erneut trat tiefe Stille ein. Unendlich erdrückte lag in dem tiefen Stillen der Wälder, oben im Norden ertönte der Lohr eines Taucherhorns.

Ende.